

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 2 (1946)
Heft: 1

Rubrik: Miscellen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

forderlich ist. Wenn uns nach allem Dank, den wir schulden, noch ein Wunsch offenbleibt, so dürfte es wohl dieser sein: die «Lehre» hätten wir nun, das «Lehrbuch» aber fehlt uns noch. Es fehlt uns sogar sehr, so sehr, daß wir die Hoffnung darauf nicht gerne begraben möchten!

Neuallschwil b. Basel.

Julius Schweizer.

Miszellen.

Alttestamentliche Wortforschung.

Sche'öl.

Sche'öl, das in unsern Uebersetzungen mit Hölle, Hades, Unterwelt wiedergegeben wird, ist bis jetzt, soweit ich sehe, etymologisch noch nicht richtig erklärt worden, ja die neuern Wörterbücher, so *Gesenius-Buhl* und *Brown-Briggs-Driver*, stehen allen Vorschlägen, welche eine Ableitung versuchen, so ablehnend gegenüber, daß sie ihrerseits gar keine wagen.

Der Thesaurus von *Gesenius* erwähnt, daß Aeltere das Wort von schā'al «fragen, fordern» ableiten wollten, was ja, äußerlich betrachtet, am nächsten liegt, und an den *orcus vapax* des Catull erinnern. Dieser Versuch ist längst und allgemein aufgegeben worden. *Fürst* hatte schā'al die Grundbedeutung «in jemand oder etwas eindringen» geben und von da aus zu «das tief Eindringene, Eingebogne, daher Tiefe, Schlucht, Abgrund, Unterwelt» kommen wollen. Auch dies hat mit Recht keine Nachfolge gefunden. Noch *König* hat aber an der Herkunft unsres Wortes von schā'al festgehalten und es als «Befragung» verstehen wollen, das metonymisch für «Stätte der Befragung» gebraucht werde. Mit dieser Metonymie könnte er vielleicht dann Glück haben, wenn sche'öl uns im AT ausgesprochen als die «Stätte der Befragung» entgegenträte. Dies ist nicht der Fall.

Gesenius im Thesaurus hat wie einst auch *Böttcher*, *Ewald*, *Maurer* die Vermutung gewagt, schā'al sei in unserm Worte einem schā'al aushöhlen gleichzusetzen und somit sche'öl die unterirdische Höhle. So gut das sachlich passen würde, so wenig ist es sprachlich möglich.

Friedrich Delitzsch in seinen gewichtigen Prolegomena eines neuen Hebräisch-Aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament, 1886, setzt S. 47 zu unserm hebräischen Wort einfach ein assyrisches Schu'ālu, und von diesem Wort, das er mit «Unterwelt» wiedergibt, versichert er S. 145, Anm. 2, es sei «monumental seit langer Zeit bestbeglaubigt». Damit wäre freilich alles eindeutig entschieden, und es fiel nur auf, daß die spätern Lexikographen *Delitzsch* totsichweigen. Aber, wie mir Herr Kollege *J. J. Stamm* bestätigt, hat *P. Jensen* den Nachweis geführt, daß *Delitzsch* sich getäuscht hat (ich verzichte hier wie überhaupt auf die nur ermüdende, aber nicht fördernde Angabe alles rein Bibliographischen, das nur belastet; dem Kenner ist es unnötig, den andern dient es nicht). Auch von

einer andern Ableitung von Scheol aus dem Akkadischen (bei *Alfred Jeremias*, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients, 2. Aufl. 1906, S. 399, Anm. 3) von einem Schilān, das Unterwelt bedeute, ist es rasch und gänzlich still geworden.

Noch ein letzter ältrer Versuch der Ableitung ist zu nennen. Nach *Gesenius* (Thesaurus p. 1348 b) hat *Eberhard Scheid* (1674 als Professor der orientalischen Sprachen in Leyden gestorben) in seiner Diatribe philologica-exegetica ad canticum Hiskiae (Leyden 1769) unser Wort mit arabisch sāla schlaff herabhängen (vom Bauch) und zugleich mit arabisch schāla fehlen (von der Milch im Euter) zusammenbringen und daher Scheol als «das Unterste» verstehen wollen. «Extorquebant sensum», urteilt *Gesenius* von *Scheid* und denen, die ihm beipflichteten; und damit ist das Urteil gefällt.

Somit bliebe es bei dem, daß man bis auf den heutigen Tag nichts darüber sagen kann, wie sche'ōl zu seiner Bedeutung kommt? Ich meine sagen zu können, daß dem nicht so ist. Alle bisherigen Versuche, das Wort zu deuten, sind in stillschweigender Uebereinstimmung von der Annahme ausgegangen, das l, der letzte Konsonant unsres Wortes, gehöre zum Stamm. Die Sache läßt sich aber auch anders ansehen.

Es gibt eine kleine Gruppe von hebräischen Wörtern, die auf l endigen und darum auf den ersten Blick vier Stammkonsonanten zu haben scheinen, die aber in Wirklichkeit nur drei Stammkonsonanten besitzen und bei denen das l am Ende nicht zum Stamm gehört. Um daneben ein Beispiel aus dem Deutschen zu stellen: es gibt deutsche auf d endende Wörter, in denen das d am Ende nicht zum Stamm gehört, sondern nachträglich, wenn man will, aus Gründen des Wohlklangs, dazugetreten ist. So ist «jemand» und «niemand» gleich «irgendein Mann» und «kein Mann», und ihr d ist unstammhafter Abschlußkonsonant, wie «jedermann» zeigt, das wegen der andern Tonverhältnisse den Abschlußkonsonanten nicht erhalten hat. Ein andres einfaches Beispiel ist «Mond» neben mittelhochdeutschem māne, englischem moon, schwedischem måne, niederländischem maan.

Hebräische Wörter mit nicht-stammhaftem Abschluß-l sind 1. ari'el Feuerherd, arabisch irat Feuergrube (*Nöldeke*, Neue Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft, 1910, S. 156); 2. gib'ol Blütenknospe oder Samenkapsel (des Flachses) zu gābia' Becher; 3. karmil Karmesin zu persisch kirm Wurm; 4. karmäl Fruchtländ zu kārām Rebenpflanzung (beachte: das homonyme karmäl Jungkorn hat, wie später gezeigt werden soll, eine ganz andre Ableitung); 5. qarsol, akkadisch quršinnu und qur-sinnu Knöchel zu qarās sich krümmen, einknicken und qārās Haken; vielleicht gehören hierher noch belijja'al, wenn es mit *G. R. Driver*, ZAW 52, S. 52 f., von bāla' verwirrt sein abzuleiten ist, und der Eigenname bimhāl; über semōl links siehe unten; *Driver*, op. cit., würde auch noch 'arafāl nennen, doch ist das unsicher.

Wenn nun in sche'ōl der letzte Konsonant nicht stammhaft ist, dann kommt es von schā'ā. Es gibt im Hebräischen drei wohl auseinanderzuhaltende Verba schā'ā, und von zweien davon gibt es wiederum zwei wohl

auseinanderzuhaltende Substantiva schā'ōn. Die beiden Verba schā'ā, welche brausen (Jes. 17, 12. 13) und betrachten (Gen. 24, 21) bedeuten, und ebenso das Substantiv schā'ōn, welches Lärmen, Tosen bedeutet (Jes. 5, 14; 17, 13; Am. 2, 2; Jer. 48, 45 und noch 13mal, dazu als Konjektur Jes. 37, 29 und 2. Kön. 19, 28), lassen wir hier auf der Seite und beschäftigen uns nur mit dem Verbum schā'ā und dem Substantiv schā'ōn, zu denen sche'ōl sich stellt. Das Qal davon findet sich Jes. 6, 11: Städte liegen öde und haben keinen Bewohner mehr; das Nifal findet sich im gleichen Vers, wird aber mit Septuaginta und Vulgata in tischschā'ēr zu ändern sein; dagegen liest man es Nah. 1, 5: uattischschā und die Erde wird vor ihm verödet. Das Hifil findet sich 2. Kön. 19, 25 und Jes. 37, 26, beide Male mit gallim: zu Steinhäufen veröden lassen. Das Substantiv begegnet nur Ps. 40, 3: bōr schā'ōn die Wassergrube der Oede; daß gerade bōr ein Synonym von sche'ōl ist, ist jedermann bekannt. Zu der Wortsippe gehört endlich noch das sich nur Jes. 24, 12 findende sche'ijjā Verödung.

Zu dem Verbum schā'ā stellen sich syrisch schehā' und schehī erlöschen, vom Fieber und vom Feuer gesagt, jüdischaramäisch schehā' erstarrt sein und schahauāthā' Wüstenei (*Dalman*); im Arabischen findet sich sā'a, jasū'u und seine Sippe, wie *Lane* p. 1457—59 zeigt, ungemein reich entfaltet, das Verbum bedeutet übel, böse, abscheulich, verdorben sein, und die von ihm abgeleiteten Substantiva bewegen sich bei weitgehender Verzweigung alle auf der gleichen Grundlage des Schlechten, Abscheulichen, Verdorbenen; im Aethiopischen endlich findet sich saj' Verbrechen. Die gemeinsemitische Grundlage des Wortstammes erweist sich demnach als sehr breit.

Was nun die besondere Form der Bildung von sche'ōl hinsichtlich ihres Vokalismus anlangt, so hat sie in semōl (genauer semō'l) links einen bis aufs letzte genauen Seitengänger. Dieses vom akkadischen schumēlu bis zum syrischen sāmālā sich findende Wort, in dessen arabischen Formen die Stellung des dritten Stammkonsonanten (Aläf) eigentümlich schwankt (siehe darüber *Nöldeke*, Neue Beiträge, S. 165), kommt wohl sicher von dem im Arabischen belegten šā'ma, šu'ima (mit 'al) unheilvoll sein (für); vergleiche asch-Schā'm der Norden im Gegensatz zu al-Jaman die rechts gelegene Gegend, der Süden.

Sonach ist sche'ōl, von schā'ā öde sein mit stammfremdem l als Abschlußkonsonanten gebildet, das öde Gebiet, das Land, in dem kein Mensch, kein Leben lebt, vor dem es allen graut. Da, wo im AT die Scheolvorstellung einigermaßen anschaulich und greifbar ist — ganz wird sie es nie —, da ist dieses Gebiet unterhalb der belebten Menschenerde gedacht. Deshalb wird man am besten bei der Uebersetzung Unterwelt bleiben. Sonst wäre die Uebersetzung Unwelt die treffendste; denn die Unwelt, wo kein Leben zu finden ist, das ist es, was mit der Scheol, dem öden Bereich, im letzten Grunde gemeint ist.

Wenn schließlich sche'ōl weiblichen Geschlechts ist, so kommt das daher, weil sie der äußerste, unterste, der im strengsten Sinn unwesentliche Teil der als Femininum aufgefaßten Erde ist, wenn nicht gar sche'ōl

eine Kurzprägung aus ursprünglichem, aber uns nicht mehr erhaltenem
 ärätz sche'öl ist*.

(Weitere Beiträge folgen.)

Zürich.

Ludwig Koehler.

Zum Problem des zweiten Thessalonicherbriefes.

Der Redaktor bittet mich um eine kurze Mitteilung dessen, was mir bisher an Äußerungen zu der in der ThZ 1945, S. 90 ff., aufgestellten Hypothese zugeht. Ich bin ihm dankbar, folgendes noch ergänzen zu können:

Ludwig Koehler, Zürich, macht mich darauf aufmerksam, er sei, entgegen dem von Wilhelm Michaelis, ThZ 1945, S. 282 f., Geäußerten, von früheren Italastudien her überzeugt, daß lokale Sondertraditionen oft sehr lange bestanden hätten, ohne durch die gesamtkirchliche Ueberlieferung korrigiert zu werden. Belege sind ihm aber zur Zeit nicht zur Hand. Ich darf jedoch in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam machen, wie lange sich Sondertraditionen in den Briefunterschriften gehalten haben. Nach der allgemeinen, hauptsächlich durch den Koinetext bezeugten Ueberlieferung ist z. B. der 1. Korintherbrief von Philippi aus geschrieben. Daneben läuft aber eine andere Tradition, die ihn nach Ephesus verlegt. Diese ist bezeugt schon im 5. Jahrhundert durch Euthalius, am Anfang des 7. durch Tischendorfs syr^π (= Heracleensis), die beide daneben noch die andere Lokalisierung zu kennen scheinen, im 9. Jahrhundert eindeutig durch P, im 10. oder 11. durch B³, und noch im 15. durch die Minuskel 116. Das Beispiel zeigt nur, wie selbst in einer späten Zeit, wo die eine katholische Kirche schon sehr festgefügt dasteht, Sondertraditionen durch Jahrhunderte hindurch ihr Eigenleben führen können. Ähnliches findet man in Tischendorfs NT-Ausgabe auch in den Nachschriften zum 1. Thessalonicher-, 1. und 2. Timotheusbrief. Von hier aus sind also die von mir in der ThZ 1945, S. 90 f., genannten Belege für einen zweiten Philipperbrief, die vom Ende des 4., bzw. 8. Jahrhunderts stammen, doch nicht von der Hand zu weisen.

Philippe Menoud, Neuchâtel, hält meine Hypothese für durchaus diskutabel. Er weist mich freundlich hin auf die Annahme M. Goguel's (Revue de l'Histoire des Religions 1915, S. 248 ff.), der 2. Thessalonicherbrief sei ein Brief an die Gemeinde Beröa, was schon A. v. Harnack abgelehnt hat. Menoud betont allerdings, Eph. 1, 1 bilde für die Adreßänderung keine «sichere Analogie», weil in 2. Thess. 1, 1 kein Anhaltspunkt in den Handschriften zu finden sei. Das ist natürlich richtig. Nur ist es sozusagen ausgeschlossen, eine sichere Adreßänderung ohne handschriftliche Belege aufzuzeigen. Denn wir erkennen ja eine solche Änderung praktisch überhaupt nur aus den Handschriften. Andernfalls bleibt sie für uns immer

* Ich benutze die Gelegenheit, um festzustellen, daß, wie mich mein Kollege W. Baumgartner freundlich belehrt, die Ableitung des Namens des akkadischen Wettergottes Rammān, die ich in dieser Zeitschrift 1945, S. 234, weitergegeben habe, falsch ist.

hypothetisch wie im Fall des 2. Thessalonicherbriefes. So ist Eph. 1, 1 doch die denkbar beste Analogie. Man bedenke aber, daß Eph. 1, 1 einen Mitte bis Ende des 2. Jahrhunderts sich abspielenden Vorgang sicher belegt, die von mir postulierte Aenderung aber schon zur Zeit des Paulus selbst vorgenommen wurde. *Bewiesen* wird durch Eph. 1, 1, daß eine Ortsangabe in der Adresse verlorengehen und durch einen andern Namen ergänzt werden kann. Dafür ist Eph. 1, 1 «sichere Analogie», und für den Uebergang eines Briefes in eine Nachbargemeinde bildet Kol. 4, 16 eine ebenso deutliche Parallele. Daß die andere Tradition uns nicht mehr in den Handschriften bezeugt ist, ist wahrlich nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß uns soundso viele Paulusbriefe nicht überliefert worden sind. Warum sollen nicht alle unsere Handschriften auf das in Thessalonich gebliebene, geänderte Exemplar zurückgehen?

Daß eine solche Hypothese sich nie *sicher* beweisen läßt, ist mir klar; sie dürfte aber immer noch Wahrscheinlichkeitswert haben.

Neßlau/St. Gallen.

Eduard Schweizer.

Der waadtländische Staatsmann Henri Druey.

In der ThZ 1945/4 S. 249 ff. behandelt *Joseph Chambon* die Ereignisse, die zur Gründung der Faculté libre von Lausanne führten. Dabei erscheint der damalige waadtländische Regierungsrat *Henri Druey* als der Tyrann, der religiöse Gesinnung und ihre Aeüßerung verfolgt und gewaltsam unterdrückt, so wie er im Aspekt seiner Gegner erschien. Dieses Bild bedarf einigermaßen der Berichtigung. Durch Familienerinnerungen auf Grund persönlicher Beziehungen erscheint der Mann in einem andern Licht als durch die getrübe Brille politischer Gegnerschaft. Mein Urgroßvater, der Pfarrer Henri Piguet in Cotterd (Waadt), war es, der den jungen, strebsamen Notariatsgehilfen Druey entdeckt, beraten, geistig gefördert und ihm durch seine Vermittlung das Studium der Rechte ermöglicht hatte. Druey blieb seinem Beschützer zeitlebens dankbar und stand mit ihm, nach seinem frühen Tode mit seiner Witwe, die ihm eine mütterliche Freundin war, in intensivem Verkehr. Diese, eine geistig bedeutende und religiös lebendige Persönlichkeit, leitete ein Mädchenpensionat im Pfarrhaus von Cotterd. Ihre im besten Sinn seelsorgerliche Korrespondenz mit ihren ehemaligen Zöglingen ist nach ihrem Tod unter dem Titel «Lettres d'une amie maternelle» im Druck erschienen und hat mehrere Auflagen erlebt. Kein Geringerer als K. R. Hagenbach hat ein Lebensbild von ihr verfaßt, und Vinet hat seine Tochter Stéphanie ihrem Pensionat anvertraut. Ich bin im Besitz eines Briefes Vinets an sie vom Oktober 1830, in dem er ein Zusammentreffen zum Zweck des Austausches ihrer Kinder verabredet. M^{me} Piguet hatte mitgeteilt, daß sie in Begleitung von Druey erscheinen werde, und Vinet antwortet, daß er sich freuen werde, mit ihm zusammenzutreffen. Ich erwähne das alles, weil es zeigt, welcher Geistesrichtung die Frau war, mit der Druey bis an sein Ende, auch über die Ereignisse von 1845 hinweg, in vertrautem persönlichem und brieflichem Verkehr stand. Es beweist, daß er eine gesunde Religiosität nicht nur aus

der Ferne schätzte, sondern auch mit ihr in geistigem Austausch zu stehen und ihr Einfluß auf seine Haltung zu gewähren das Bedürfnis hatte. Druey war M^{me} Piguet unendlich dankbar für die Tapferkeit, mit der sie gegen Anfeindungen für ihn eintrat, und erkannte darin die Frucht ihres tiefen Glaubens. Er wußte wohl, wie sie damit ihren eigenen guten Namen, auch den Ruf und die Rendite ihres Pensionates gefährdete. Und sie litt schwer unter dem Haß, dem sie ihn ausgesetzt sah. Sie schreibt am 3. November 1845, während des Kirchenstreites, bei dem sie die Demission der Pfarrer mißbilligte, an ihren in Bern studierenden Sohn: «... den lieben, guten Mann (Druey), der ganz entsetzlich gehaßt wird, weil er sich zu der canaille hält, wie sie sagen: das Wort canaille steht wunderbar in dem Munde eines christlichen Predigers. Herr, mein Gott! wie wird einst Dein Gericht anders sein als das der Menschen und uns beweisen, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden... Wenn die Pfarrer einmal hassen — um Gottes willen, wie sie sagen —, so ist dies Gefühl nicht mehr leicht zu dämpfen. Dies sind Druueys größte und beharrlichste Feinde. Herr Vinet allein scheint noch nicht recht zu wissen, wie er Druey beurteilen soll.» *

Es soll hier nicht über Druueys Kirchenpolitik und die Ereignisse von 1845 geurteilt werden. Zur Charakterisierung des Mannes möchte ich nur noch eine Notiz beifügen. Als er 1848 zur Wahl in den Bundesrat vorgeschlagen wurde und sich kurze Bedenkzeit erbeten hatte, schickte er am 18. November 1848 einen Eilboten von Bern nach Cotterd, damit M^{me} P. ihm par retour du courrier ihren Rat für diese wichtige Entscheidung gebe. Er schreibt da: «Je laisse de côté les considérations personnelles, mon intérêt privé: je dois me sacrifier au bien général, dussé-je n'en recueillir que de l'ingratitude et toute espèce d'amertumes. Mais la question est celle-ci: où serai-je le plus utile à mon pays, ici ou là (in Lausanne oder Bern)? Quelle croix dois-je porter, celle-ci ou celle-là? Eh bien, veuillez me donner votre avis. Oh! si vous avez été divinement avertie en songe, dites-le moi! Que vous révèle votre sentiment le plus intime, le plus indéfinissable?» Von seiner eigenen inneren Verfassung schreibt er: «D'un côté, un sentiment intime, que je ne puis définir, m'avertit de refuser et de ne pas me laisser tenter par le diable qui m'a transporté sur une haute montagne. De l'autre je me trouve en place du principe qui a dirigé ma vie entière, savoir de déférer sans trop d'examen aux appels de la Providence.» M^{me} P. konnte ihm in ihrer Antwort die eigene Entscheidung nicht abnehmen, ihm nicht als Orakel dienen. Ihre Empfindung sprach mehr für Ablehnung, aber sie stellt zuletzt darauf ab, ob er im

* Ein früheres Urteil Druueys über Vinets Stellung zu den Baselbieter Wirren, aus der Korrespondenz mit M^{me} Piguet, zitiert auch E. Staehelin, Alexandre Vinets ausgewählte Werke, Bd. 2, S. 144, Anm. 16, abgedruckt aus den Mitteilungen von Dr. Ed. Liechtenhan, «Aus Briefen des nachmaligen Bundesrats Druey über die Dreißigerwirren», Basler Jahrbuch 1940.

Bundesrat hoffe, auf seine Kollegen Einfluß zu gewinnen, oder fürchten müsse, eine unfruchtbare Oppositionsstellung einzunehmen. Wir können auf keine Details eingehen. Der Brief ist seiner ganzen Haltung und Gesinnung nach jedenfalls nicht an einen bloßen politischen Streber oder «zähen und schlaunen Kleintyrann», sondern an einen Mann gerichtet, der das Bedürfnis hat, seine Entscheidungen vor einer höheren Instanz zu verantworten. Jenes: «Empoignez cet homme!» seines Kommissärs, von dem Chambon erzählt, hat jedenfalls nicht dem Sinn seines Vorgesetzten entsprochen.

Basel.

Rudolf Liechtenhan.

Notizen und Glossen.

Zeitschriftenschau. Schweiz. Theol. Umschau 1945/6: Das religiöse Erlösungserlebnis als psychologisches Problem (Hans Schär); Ueber die innere Einheit der protestantischen Kirche (Paul Wilhelm Schmidt) mit folgender Vorbemerkung der Redaktion: «Anlässlich des 100. Geburtstags (25. Dezember 1945) des 1917 verstorbenen Basler Professors Dr. *Paul Wilhelm Schmidt* veröffentlichen wir in dankbarem Gedenken seinen am Schweizerischen Reformtag in St. Gallen am 14. Juni 1892 gehaltenen Vortrag, der uns in allem Wesentlichen noch heute aktuell scheint. Weggelassen sind raumeshalber lediglich einige Stellen, die auf ganz spezielle zeitgeschichtliche Details jener Kampfzeit Bezug nehmen.» (Vgl. Karl Ludwig Schmidt, Zum 100. Geburtstag von Paul Wilhelm Schmidt, «Basler Nachrichten», 24. Dezember 1945.) Bücherschau: Joseph Chambon, Der Puritanismus, 1944 (rez. von Martin Werner). **Basler Zeitschr. f. Geschichte u. Altertumskunde** Bd. 44, 1945: Die Frau in den «Gesprächen» des Erasmus (Dora Schmidt); Die Lehr- und Wanderjahre des Amandus Polanus von Polansdorf (Ernst Staehelin). **Der Grundriß** 1945/11/12: Komtur Schmid von Küsnacht (Werner Meyer); Diakonie, aus der Einsegnungsfeier der Diakonischen Schwesternschaft Braunwald am 1. Advent 1945 (G. Spörri und E. Gysi); Aus der neuesten Geschichte der evangelischen Kirchen in Holland und in Oesterreich (H. von der Crone). **Internationale Kirchl. Zeitschr.** (alkath.), H. 211/212, Juli-Dezember 1945, 3/4: Die Kirche als Schutzort der Freiheit (E. Gaugler); Die Beziehungen des Petrus zur Urkirche von Jerusalem und Antiochien (H. Katzenmayer); Die anglikanische Kirchengemeinschaft während des Krieges (C. B. Moß); Die orthodoxen Kirchen (B. Spuler); Die Konferenz des Versöhnungsbundes in Saanen (B. O.) vom 21. bis 29. Juli 1945 (F. Siegmund-Schultze); Kirchliche Chronik (Adolf Küry); Bibliographie. **Zeitschr. f. Schweiz. Kirchengesch.** (kath.) 1945/4: Die Schicksale des Klosters Münsterlingen zur Zeit der Reformation und der katholischen Reform ca. 1520—70 (Raimund Tschudi); Berne et Fribourg en conflit avec un cardinal au sujet de l'Abbaye de Filly — fin — (L. Waeber); Das Ordensverbot der schweizerischen Bundesverfassung (Art. 12) und der Heilige Stuhl (H. C. v. Zeininger). **Judaica** 1945/4 (1. Jan. 1946): Israels Stellung zu den Fremdlingen und Beisassen